

Kientoppkultur.

Unsere Feldgrauen, die in dem blutigen Spiele auf dem großen Welttheater mitwirken, meinen oft, daheim gebe es kaum noch öffentliche Konflikte und schwerwiegende Dramen, die nicht mit dem Kriege zusammenhängen.

Ginmal sind Konflikte überhaupt verboten, und ferner schrumpfen Dinge, die ehemals bedeutend erschienen, vor den gewaltigen Ereignissen der Zeit zu kaum beachteten Nichtigkeiten zusammen.

Aber zuweilen brechen trotz allem auch daheim erschütternde Kämpfe aus, die, wenn auch nicht das Land, so doch eine Stadt in Spannung und Atem halten und tiefgehende seelische Konflikte heraufbeschwören — wie zum Beispiel der Kampf zwischen Ewas Gemb und Alberts Hofe, der sich gegenwärtig in einer kleinen norddeutschen Stadt abspielt.

Es handelt sich dabei um Kinoschlachten. Aber nicht nur um Kämpfe auf dem Film, sondern um ein wildes Ringen mit den Filmen.

Um den schrecklichen Konkurrenzkampf zweier Kientöpfe nämlich. Einer kam in der kleinen Stadt nur existieren und zwar gut existieren. Bis vor kurzem gab es auch nur einen. Der Gründer dieses einen wurde vor längeren Monaten abgerufen, weil er — ein klassisches Beispiel für die zerstörende Wirkung des Kientopps — sich an einem kriminalistischen Drama beteiligt hatte, das ihm sechs Monate oder mehr für Einbruchsdiebstähle einbrachte. Die hat er abgelesen. Das Kino ging durch Verkauf in andere Hände über.

Nun aber kam der Ehrenmann sonder Scheu und Schüchternheit zurück und gründete in dankbarem Andenken an die frühere erprobte Wirksamkeit ein zweites Kinotheater, das also seinem ersten das Wasser abzugraben hat. Denn der Zweck des ersten ist, nachdem der Ehrenmann die Verkaufsumme dafür eingestrichen hat, erfüllt.

Die Bewohner der Stadt schüttelten zunächst den Kopf über die „bodenlose Freiheit dieses Verbrechers“. Kein Mensch, so sagten sie, dürfe die neue Kunststätte besuchen. Infolgedessen stand das Publikum am Eröffnungsabend bis auf den Damm, und sehr viele mußten umkehren, weil kein Platz mehr zu haben war.

Das erforderte besondere Anstrengungen des anderen Kientopps. In einem dieberänderten Inserat des Kreisblattes wurde ein Kiefenfilmkaufspiel in 6 Akten — ein Welterschlager — der Kolossalität des 20. Jahrhunderts — angekündigt. „Achten Sie auf unsere Firma!“

Darauf brachte Kientopp Nr. 2 ein ellenlanges Inserat, worin gleich ein halbes Duzend Stücke angezeigt und dem Publikum geraten wurde, sich ja rechtzeitig mit Billetts zu versehen.

Als bald verkündete Nr. 1, daß es ihm unter ungeheueren Opfern gelungen sei, das herrliche Filmkaufspiel... mit Asta Nielsen in der Hauptrolle zu erwerben. Ferner den Kriegsschlagler „Soundio“ und einige Stücke zum Kranz- oder (nach Wahl) zum Lotzchen.

Nr. 2 verlängerte sein Inserat, bis das Zeitungsformat fast gebor.

Nr. 1 verdrückte den Rand und ging mehr in die Breite. Die Stadt hielt den Atem an, und der Weltkrieg begann zu verblasen vor dem schrecklichen Ringen der Kientöpfe, das nunmehr auf seinem Höhepunkt angelangt zu sein scheint.

Kientopp Nr. 1 nämlich fragt die Leser in großer, fetter Schrift:

Wollen Sie „Ewas Gemb“ sehen???

Eine pikante Vorlesung in 3 Akten.

In der Hauptrolle: Die schide und scharmante Lotte Neumann. Sie werden sich amüsieren wie nie zuvor. War verboten, jetzt freigegeben.

Es ist klar, daß die Frage mit den drei Fragezeichen allgemein bejaht wurde. Der Strom der Besucher lenkte nach Nr. 1 und Nr. 2 stand vor der Notwendigkeit, diesen wichtigen Schlag zu parieren.

Er tat's in einem Kiefeninserat, das u. a. ankündigte:

Alberts Hofe.

Kuehert pikantes Lustspiel, denn das war so ne Chose mit Alberts Hofe. Albert nahm seine graue Hofe, schmückte sie mit Stiefelwische ein und hatte nun eine schwarze Hofe. Albert ging in Gesellschaft und dort wurde auch getanz, und wir sind besorgt, was aus den weißen Kleidchen der schönen Tänzerinnen wurde, die sich, leusch, aber gärtlich, an die verzauberten Hofen von Albert anschmiegen.

Nr. 2 fragt also gar nicht erst: Wollen Sie Alberts Hofe sehen?

Er we i h: man m u h sie sehen!

Die Schicksalsmaus.

Eine Erzählung von Tieren und Menschen.

25) Von Harald Tandrup.

Damit warf er sich auf die Arnie, tastete abermals in dem kleinen Loch unter dem Fußboden umher, schaute die andern an und zeigte seine leeren Hände, als wolle er sagen: — Seht selbst. Das Geld ist nicht da!

Anderfen schüttelte entsetzt den Kopf.

„Nein, daß es so schlechte Menschen gibt!“

„Habt ihr schon je gehört, daß man einem Mann das Geld zum Begräbnis seiner Frau gestohlen hat?“

Frugend blickte Lars Larsen von dem einen zum andern, aber er begegnete noch nicht dem richtigen Verständnis. Es war zu unwahrscheinlich, geradezu märchenhaft, daß in einem so ärmlichen Haus so viel Geld versteckt gewesen sein sollte.

Blomberg spielte den Zweifelden und Ueberräuschten.

„Sind Sie auch sicher, Larsen, daß das Geld in diesem Raum war?“ fragte er.

„Sicher? — Meine selige Frau flüsterte es mir in ihrer letzten Stunde zu. Ach, wenn sie wüßte, daß unser mühsam erpartes Eigentum gestohlen worden ist!“

„Zu schrecklich“, murmelte Anderfen. „Ich habe wohl gehört, daß es Diebe gebe — aber daß sie den Leuten so mit nichts, dir nichts ihr Eigentum wegnehmen, das ist doch fürchterlich.“

„Es gibt kein Eigentum“, entgegnete Christensen, „alles ist geliehen. Der liebe Gott hat Larsen das Geld anvertraut; jetzt nimmt er es ihm durch die Hand eines Diebes wieder.“

„Das ist mir kein Trost“, brummte Lars Larsen.

„Gott wird Ihnen das Geld auf andere Weise zurückgeben“, sagte Anderfen.

„Was nützt das Gewäsch über Gott!“ rief Blomberg gereizt. „Glauben Sie vielleicht, er werde Larsen eine Postanweisung schicken, Anderfen?“

„Hier steh ich armer Mensch und weiß mir keinen Rat“, jammerte Lars Larsen. „Die Frau soll morgen begraben werden, aber ihre Grabstätte ist noch nicht bezahlt. — Sie nehmen sie ja nicht!“

„So laßt sie auf der Armenseite des Kirchhofs begraben, das kostet nichts“, rief Christensen. „Wenn nur die Seele im Himmel ist, dann mag der Körper ruhig im Erdjandanger ruhen.“

Er weiß, daß sie manneht wieder zu ihm schwärmen werden, wie die Fliegen an den Honig.

Alle die kleinen Laden- und Nähmädchen, die Lehrlinge und Schreiber, die jungen und alten Frauen und ein erkledlicher Teil der ehrwürdigen Bürger.

Gut sind die daran, die sich beides leisten können — das Gemb und die Hofe.

Aber was machen jene, für die das Und ein Oder bedeutet? Die nun nicht wissen, wohin sie ihre letzten paar Groschen tragen sollen?

Der Kampf der Kientöpfe beschwört schlaflose Nächte und tiefgehende seelische Erschütterungen herauf. Alle Portofassen geraten in Gefahr.

Mit leeren Portemonnaies und lästernen Augen steht die halb-wüchsige Jugend vor den schreiend bunten, riesigen Reklamebildern am Eingange der Kinos und verfolgt mit neidischen Blicken die Glücklichen, die zahlungsfähig genug sind, in die Mysterien eines Gemdes oder einer Hofe einzudringen.

Ganz gewiß nicht nur in jener kleinen norddeutschen Stadt. Nicht nur in einer.

Es ist nur ein kleines Beispiel.

Pan.

Kleines Feuilleton.

Der „Napoleon“ der Journalistik.

Wenn ein englischer Minister, wie das dieser Tage geschehen ist, von der Regierungsbank im Unterhause lebhaftige Klage über das Treiben eines bestimmten Konzerns der englischen Presse führt, so muß dessen Einfluß schon weit reichen. In der Tat hat weder in England noch in irgend einem anderen Lande jemals ein Zeitungsunternehmen eine so große Macht ausgeübt, wie das gegenwärtig seitens der sog. Northcliffe-Presse in England geschieht. Freilich ist auch nie zuvor in einer Hand eine so große Anzahl von Organen der öffentlichen Meinung vereinigt gewesen, wie in der des Lord Northcliffe, der heute nicht nur die „Times“ und die „Daily Mail“ verlegt, der außerdem den in London sehr verbreiteten „Daily Mirror“, die „Evening News“ und daneben mehr als ein Duzend großer englischer Provinzzeitungen herausgibt. Dazu kommt noch eine ganze Anzahl kleinerer Organe; es kommen weiter hinzu etwa 30 der in England so überaus beliebten Magazine und Wochenchriften, sodas sich unter Lord Northcliffes Leitung allwöchentlich mehr als dreihundert Millionen Exemplare von Zeitungen und Zeitschriften über das vereinigte Königreich und den übrigen Teil der englischsprachigen Welt ergießen. Hat doch allein der „Daily Mirror“ eine tägliche Auflage von 850 000 Exemplaren, eine Ziffer, die von der Auflage der „Daily Mail“ zwar nicht täglich erreicht, aber bei besonderen Anlässen noch erheblich übertroffen wird. Der Mann, der diese ungeheure publizistische Macht ausübt, und der wie kein anderer den Deutschentum in England geküßt und systematisch das englische Volk in den Krieg gegen Deutschland gedest hat, dieser Mann hat für seinen beispiellosen geschäftlichen Aufstieg weniger als zwei Jahrzehnte gebraucht und war vor zwanzig Jahren in London noch so gut wie unbekannt. Lord Northcliffe, der vor seiner Erhebung in den Peerstand durch König Eduard VII. ein simpler Mr. Alfred Harmsworth war, stammt aus ganz kleinen Verhältnissen. In jungen Jahren hatte er sich so viel erworben, daß er in London ein kleines Blättchen herausgeben konnte, das den Titel „Answers“ (Antworten) führte und dessen Eigenart es war, sozusagen jeden Leser zum Mitarbeiter heranzuziehen, wie schon der Name des Blattes andeutete. Dieses Verfahren hatte den Vorzug der Billigkeit insofern, als Harmsworth keine Honorare zu zahlen brauchte. Jeder Leser, der irgend etwas zu sagen zu haben glaubte, oder der etwas erfahren wollte, schrieb an das Blatt; die Einwendungen und Anfragen wurden auch prompt abgedruckt, und andere Leser gaben in der Verantwortung der Anfragen gleichfalls ihren Senf dazu. Von dem Gehalt des Blattes kann man sich in Verächtlichkeit des niedrigen Bildungsgrades in den Kreisen des kleinen englischen Publikums leicht ein Bild machen. „Answers“ waren genau so dumm wie der Dämmste aus dem Leserkreise, und das will schon etwas heißen.

Das Blättchen kam aber auf keinen grünen Zweig; das Unternehmen mußte seine Zahlungen einstellen, und es wäre wohl völlig von der Bildfläche verschwunden, wenn Harmsworth nicht auf die

damals in Europa noch ganz neue Idee verfallen wäre, jeden Leser des Blattes unentgeltlich gegen Tod und Unfall zu versichern. Er hatte damit einen außerordentlich glücklichen Griff getan; binnen ganz kurzer Zeit wuchs die Auflage der „Answers“ gewaltig, und diese unentgeltliche Abonnentenversicherung brachte Harmsworth so viel Geld, daß er im Jahre 1896 neben den „Answers“ die „Daily Mail“ begründen konnte. Es war das im Gegenlay zu der damals noch ruhigen und zurückhaltenden Art der englischen Presse ein Blatt im schreiendsten Sensationsstil, das der amerikanischen „gelben Presse“ nachgebildet war, diese aber an Effekthascherei noch zu überbieten suchte. In den Spalten der „Daily Mail“ herrschte ein annehmender und unfeiner Ton, und alsbald lehrte sie als besondern Aushängebild den Deutschentum heraus, wie sie überhaupt in jeder Hinsicht auf die niedrigsten Instinkte spekulierte.

Das waren die Anfänge von Alfred Harmsworths geschäftlichem Aufstieg. Dieser stupellose Engländer hat nie nach der Wirkung seiner systematischen Volksvergiftung gefragt; ihm kam es immer nur auf das Geschäft an. So ist es ihm denn auch gelungen, neben einer ganz gewaltigen Macht ein riesiges Vermögen zu erwerben, und seine Bezeichnung als „Napoleon der Journalistik“ im englischen Unterhause zeigt mit aller Deutlichkeit, daß die Engländer seinen Einfluß keineswegs unterschätzen.

Chemische Forschung und Darwinismus.

Ueber dieses Thema veröffentlicht in der letzten Nummer der „Natur“ Dr. Damm eine bemerkenswerte Abhandlung. Die Darwinische Theorie hat bisher den Stoff für ihre Beweise aus den verschiedensten Gebieten der Naturwissenschaften, namentlich aber aus Anatomie und Entwicklungsgechichte, aus der Paläontologie und aus der Tier- und Pflanzengeographie entnommen. In der letzten Zeit ist ihr in der Chemie ein neuer Bundesgenosse entstanden. Damm verweist hier auf die Ergebnisse der Blättstückerischen Forschungen über das Blattgrün oder Chlorophyll. Aus bestimmten Beobachtungen glaubte man früher den Schluß ziehen zu dürfen, daß das Chlorophyll eisenhaltig sei. Die Forschungen Blättstücker haben erwiesen, daß dies nicht der Fall ist, sondern daß außer den Elementen Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff-Magnesium das Molekül des Blattgrüns zusammensetzt. Was für das Pflanzenreich das Chlorophyll, das bedeutet für das Tierreich der Blutfarbstoff, das Hämoglobin. Dieses ist aber eisenhaltig. Bekanntlich ist die Aufgabe des Chlorophylls, aus Kohlenläure und Wasser unter dem Einfluß des Lichts Kohlehydrate wie Zucker und Stärke aufzubauen. Die Reaktionen des Chlorophylls sind also synthetische im Gegensatz zu denen des Hämoglobins, das als Transportmittel für Sauerstoff in Frage kommt und dessen Reaktionen analytische sind. Beide Moleküle, das Chlorophyll und das Hämoglobin, haben aber in ihrem Aufbau gemeinam, daß sie sich auf jenen Verbindungskomplex zurückführen lassen, den man als Porphyrin bezeichnet. Daher unterscheidet Blättstücker zwei Arten von Leben, die sich nebeneinander fortentwickeln: das synthetisierende Leben mit Magnesium und das analytische Leben mit Eisen. Der großartigste synthetische Chlorophyll und der großartigste analytische Hämoglobin sind aber nahe mit einander verwandt, wie aus dem oben Ausgeführten hervorgeht. So weist die chemische Erforschung vom Blutfarbstoff und Blattgrün auf einen gemeinsamen Ursprung von Tier- und Pflanzenwelt hin.

Archenius über die Bewohnbarkeit der Planeten.

Der Nobelpreisträger Professor Swanke Archenius, dessen Bücher auch bei uns weite Verbreitung gefunden haben, hat soeben ein neues Werk über die Sternwelt herausgegeben, worin er sich mit der Frage befaßt, ob unsere Nachbarplaneten bewohnt sind. Das Ergebnis seiner Untersuchungen geht dahin, daß weder die Venus noch der Mars als bewohnt und bewohnbar angesehen werden dürfen. Die Venus schon nicht wegen der dort herrschenden hohen Temperatur, in der nur niedrige Lebewesen aushalten könnten. Den Mars hält Archenius für eine kalte Wüste. In den vielbesprochenen Kanälen sieht er Bruchspalten infolge von Erdbeben, und die Farbercheinungen in den Kanälen führt er auf Salze zurück, die sich in den Spalten finden und die Farben abwechseln, wenn sich die Kanäle bei der Schneeschmelze mit Wasser füllen. Auch hält es Archenius für wenig wahrscheinlich, daß sich außerhalb unseres Sonnensystems noch bewohnbare Welten finden; und was die Erdumensicht betrifft, so gibt er ihr den Trost, daß sie wahrscheinlich noch Milliarden von Jahre auf unserem Planeten zu leben hat.

„Pui, wie abscheulich!“ rief Larsen. „Das hätte ich Ihnen nicht zugetraut, Christensen.“

Und sie warf sich meinend über den Tisch.

„Sie sollten sich wirklich schämen“, sagte Anderfen, der sich Larsens wegen gekränkt fühlte.

„Ja, pui Leusel“, stimmte Blomberg bei. „Der Philosoph ist wirklich schon ganz verrückt.“

„Das ist keine Kunst“, so etwas über eine Verstorbene zu sagen“, bemerkte Lars Larsen. „Es wäre viel besser, wenn Sie uns etwas Vernünftiges raten würden.“

„Freunde“, sagte Christensen sanft, „ich vergebte euch. Ihr wißt nicht, was ihr redet. Das, was Ihr Vernunft nennt, ist noch schlimmer als Verrücktheit.“

Damit wendete er sich um und ging mit ruhiger Würde davon, ohne daß ihn jemand vermilt hätte. Der Gedanke an das verschwundene Geld verschlang jedes andere Interesse.

„Was soll ich nur tun?“ fragte Lars Larsen ratlos von einem zum anderen schauend, als erwarte er von ihnen Hilfe.

„Du mußt eben anderes Geld auf der Spartasse holen“, rief Larsen treuherzig.

„Ach, was versteht denn Du“, sagte er gereizt.

„Haben Sie wirklich Geld auf der Spartasse, Larsen?“ fragte Blomberg, gelb vor Neid.

„Ein bißchen“, antwortete Larsen — „aber deshalb will man doch ungern etwas verlieren. Das Geld ist gestohlen, darüber besteht kein Zweifel; doch von wem?“

Niemand wußte es. Böse Menschen gab es genug auf der Welt, das war eine alte Sache; aber woher konnten diese gerade wissen, daß Larsens Geld unter dem Kachelofen versteckt war? Das ließ sich nicht so leicht aufklären.

„Ich gehe zur Polizei!“ rief Lars Larsen schließlich. „Ja, weiß Gott, das tue ich.“

„Ich nein“, sagte Anderfen schnell, das dürften Sie nicht.“

Lars Larsen schaute ihn mißtrauisch an.

„Ja, darj nicht? Soll man sich das vielleicht gefallen lassen, daß einem Diebe seine paar armseligen Groschen stehlen?“

„Aber wenn nun die Polizei entdeckt, wer es war, dann machen Sie vielleicht einen Menschen für's ganze Leben unglücklich“, entgegnete Anderfen. „Haben Sie das bedacht, Lars Larsen?“

„Anderfen hat recht“, stimmte Larsen ein. „Die zweihundert Kronen bringen uns auch nicht um.“

Larsen kurrte wie ein toller Hund.

„Soll ich mich nicht lieber gleich ganz rupfen lassen?“

„Natürlich müssen Sie zur Polizei, Larsen“, sagte Blomberg bestimmt, „es bleibt nichts anderes übrig. Vielleicht bekommen Sie Ihr Geld doch zurück.“

„Meinen Sie, Blomberg?“

„Das kann man nicht wissen“, erwiderte dieser, „aber Sie müssen sofort gehen. Sagen Sie nur auf der Waage, ich — der Schneider Blomberg — habe Ihnen geraten, die Polizei zu holen. Vergessen Sie das ja nicht, Larsen.“

„Sie sind wohl bekannt dort?“ fragte Larsen treuherzig.

„Nein, das gerade nicht“, gab Blomberg schnell zur Antwort; denn es war ihm nur darum zu tun, daß der andere auf der Polizei bemerkte, er sei von ihm geschickt. Man würde das als Beweis eines guten Gewissens ansehen.

Larsen begriff, daß seine Frage zweideutig ausgelegt werden könne, und deshalb beilichte er sich, zu sagen:

„Ich dachte nur, die Leute würden sich vielleicht Thretwegen mehr Mühe geben.“

„Ja, freilich“, erwiderte Blomberg. „Hauptsache ist, daß Sie bald Schritte tun. Sie aber, Anderfen, gehen jetzt schleunigst mit mir in die Werkstatt hinunter; wir haben schon genug kostbare Zeit verloren.“

„Ja, wahrhaftig“, entgegnete Anderfen, „das haben wir.“

Damit schlich er sich hinter Blombergs Rücken vorbei, um Larsen noch einen Handkuß zuzuwenden, und sie lächelte ihm glücklich zu. — Sie hatte ja heute einen Bräutigam bekommen; das war ihr mehr wert als zweihundert Kronen.

Nur schade, daß sie wegen der ungünstigen Zeit nicht gleich mit dem Vater sprechen konnte. Aber wenn das Begräbnis überstanden und — vielleicht das Geld gefunden war, dann wurde Lars Larsen wohl wieder guter Laune — und dann —

Auf diese Weise suchte sie sich selbst Mut zu machen, und während sie nach dem Fortgehen der andern wieder in ihrer Küche wirtschaftete, summete sie ein Liedchen vor sich hin, das sie oft in der Gesindestube gehört hatte:

Wie schön ist es doch, Hand in Hand zu gehen  
Mit dem, den man ausserloren,  
Oder von ihm — in Einigkeit  
Zu träumen, gedankenverloren.

Auch die Vögelin fliegen verstimmt auf dem Zweig,  
Wenn ein paar beisammen sind;  
Doch sobald nur eines von ihnen da,  
Ein sehnüch'ges Lied ertlingt.

(Fortf. folgt.)

